Emilie Janisch

Ich schreckte hoch. Was war das gewesen? Irgendetwas hatte mich geweckt. Ich riss die Augen auf und sah – nichts.

Instinktiv streckte ich meine Finger aus, um die Fläche unter mir zu ertasten, doch jeglicher Widerstand blieb aus. Ich spürte, wie mein Herz anfing zu rasen. Panik begann, meine verbliebenen Sinne zu trüben.

Ich tastete erneut, diesmal nach meinen eigenen Händen, einfach nur, um sicherzustellen, dass sie noch dort waren, wo sie sein sollten. Mein Gleichgewichtssinn haderte, und die Welt um mich herum drehte sich. Erst als beim Tasten die Form einer Hand vor meinem inneren Auge entstand, fiel ein Teil der Beunruhigung von mir ab.

Kalt. Mir war kalt.

Und mit dieser Erkenntnis kam der dumpfe Schmerz, der oft in mir einkehrte, wenn ich zu lange der Kälte ausgesetzt war. Frieren war wohl das passendere Wort, denn auch wenn ich es nicht sah, spürte ich doch, wie meine Glieder zitterten.

Ich setzte mich auf, oder besser, ich vertraute darauf, dass mein tauber Körper mir gehorchte, und es war auch so. Ich schwenkte meinen Kopf reflexartig nach links und rechts in der stummen Hoffnung, dass die Dunkelheit vor meinem inneren Auge dadurch abnahm. Ein Zittern lief durch meinen Körper, und es klimperte. Ich rief mir die Ketten in Erinnerung, die normalerweise an meiner Kleidung hingen.

Ha, was war das? Ein Knirschen, wie leise Schritte auf Schnee, ließ mich aufhorchen. Ich blieb still. *Schnee?*

Mit einem Ruck drückte ich mich vom Boden hoch und kippte fast wieder vorneüber. Ich öffnete die Augen, und es wurde hell.

Ich strauchelte und tat ein paar Schritte vorwärts, um meine Balance wiederzufinden. Fasste an mein Gesicht, um mir die kühlen, kitzelnden

Eisflocken aus den Augen zu wischen, die mir die Sicht nahmen.

Reiß dich zusammen, Nik!, sagte ich mir.

Ich riss meine Augen erneut auf. Diesmal sah ich mehr. Mehr Schnee. Ganz in der Ferne dunkle Umrisse einer Baumgruppe. Links und rechts von mir nichts.

Das Knirschen ertönte erneut, diesmal von hinten. Ich wirbelte herum. Der Boden war immer noch weiß, die Schneedecke unberührt und klar. Zum ersten Mal, seit ich wach war, kam mir die Frage, wo ich war und wie ich hierhergekommen war.

Ich erinnerte mich nicht, verreist zu sein – ich reise nicht. Der Wald und die Landschaft, die mich umgaben, kamen mir nicht bekannt vor. So etwas gab es nicht in der Nähe von Berlin.

„Scheiße!“, brummte ich.

Mir gingen die Ideen aus, und in Gedanken stapfte ich auf die Baumgruppe zu, deren Umrisse ich von weitem erkannt hatte. Was war das Schlimmste, das passieren könnte? Es war nicht so, als hätte ich viele Alternativen.

Es hatte wieder zu schneien begonnen, weiße, dicke Flocken fielen vom Himmel und erschwerten erneut meine Sicht.

Wie auf Stichwort knirschte es wieder, diesmal lauter und näher. Ich hörte das Knurren, bevor ich es sah, aber auch nur knapp. Ein Kopf schob sich zwischen Bäumen und Gestrüpp hervor, dann Pfoten, dann ein massiger, pelziger Körper. Ich erstarrte bei dem Anblick des riesigen Köters, der mir gegenüberstand. In geduckter Haltung, breitbeinig und sabbernd, ohne Absicht, seinen starren Blick von mir abzulassen.

Ich stolperte rückwärts und vergaß alles, was ich je im Umgang mit Hunden gelernt hatte. Er sah nicht aus wie ein Streuner. Zwar fernab von einem Schoßhündchen, aber dennoch gepflegt. Der breite Kopf reichte mir schon bis zur Hüfte, ohne dass er ihn hob.

Erneut drohte sich Panik in meiner Brust breit zu machen. Der Hund bellte

los, dann durchschnitt ein Pfiff die kalte Winterluft.

Der riesige Hundekopf wirbelte herum. Jegliche Anspannung wich aus seinem Körper, und er spitzte die großen Ohren. Ich atmete auf, und pure Erleichterung breitete sich in mir aus, trotz meines noch immer rasenden Herzens. Meine Hände zitterten vor Adrenalin und Kälte.

Ein Ruf aus der Ferne folgte dem Pfiff. Durch die Kerbe, die das Untier im Gestrüpp hinterlassen hatte, kämpfte sich ein dunkler, menschlicher Umriss. Ich blinzelte mir erneut die schmelzenden Flocken aus den Augen, um klarer zu sehen, doch der stetig stärker fallende Schnee wollte es einfach nicht zulassen.

Ich beobachtete nicht ohne Misstrauen, wie sich die schwerfällig auf mich zubewegende, dunkle Gestalt – diesmal samt Hund – durch die Schneemassen kämpfte und fast zum Greifen nahekam. Ich vernahm einen Ruf, doch die Sprache war mir fremd.

„Also doch nicht mehr Deutschland“, murmelte ich.

Mein Gesicht schien meine Verwirrung preiszugeben, denn die Gestalt rief mir erneut etwas zu, diesmal auf Deutsch.

„... verlaufen?“ war alles, was ich verstehen konnte, der Großteil wurde vom Wettergeschehen verschluckt. Ich konnte nun sicher sagen, dass es eine Männerstimme war, doch waren seine Worte abgehackt und rau und von einem starken Akzent begleitet.

„Wo sind wir?“, rief ich zurück und erlaubte mir ein wenig Zuversicht.

Mein Gegenüber schien die Frage der Bahn zu werfen, denn der Mann blieb stehen und musterte mich.

„Russland“ bekam ich als Antwort.

Diesmal war ich an der Reihe, verdutzt zu sein. *Russland?* Die nächste Grenze dieses Landes war weiter als eine halbe Tagesreise entfernt ... mit einem Transportmittel.

Ich versuchte schnell, meine Überraschung abzuschütteln und ergriff die

Chance, mein Gegenüber genauer zu betrachten. Der Mann war groß, von gedrungener Statur und steckte in einem dicken Ledermantel, sein Hals war von einem Schal umhüllt und er trug eine Mütze mit Pelzbesatz, die tief im Gesicht saß, sodass bloß noch seine Augen zu sehen waren.

„Bleibst du hier, wirst du erfrieren“, sprach der Mann erneut. „... oder erwischt“, fügte er hinzu und deutete auf seinen Hund, der sich in den Schnee hatte fallen lassen und sich gerade am spitzen Ohr kratzte. Irgendwie wirkte er jetzt viel harmloser ohne die gefletschten Reißzähne.

„Ich lebe nicht weit von hier, du könntest dich aufwärmen“, bot er an.

Ich beäugte ihn kritisch, dann seinen Hund, und nickte schließlich zögerlich. Es war gerade meine schnellste Chance auf Zivilisation, Risiko hin oder her. Bliebe ich hier, würde ich noch Stunden, wenn nicht Tage herumirren, und es war echt – verdammt kalt.

„Das ... wäre nett“, antwortete ich.

Der Ledermantel drehte sich um und trat wortlos den Weg zurück Richtung Dickicht an. Ich folgte ihm stillschweigend.

Das Knistern des Kamins zog mich in seinen Bann, und für eine Weile verschwand die Welt um mich. Es war das Geräusch von Krallen, die über den abgenutzten Holzboden schabten, das mich wieder zurück in die kleine Jägerhütte zurückholte. Mittlerweile war die Sonne hinter dem Horizont versunken, doch die Decke aus solidem Weiß reflektierte immer noch genug Licht, um den Wald in einen Halbdämmer zu versetzen.

Die Hütte war klein, aber keineswegs unbequem. Sie bestand aus zwei Räumen und einem winzigen Bad. Die Stube war bestückt mit einem Kamin, zwei verschlissenen Ledersesseln, einer kleinen Sitzecke und etwas, was einer Küche ähnelte. In dem anderen, ebenfalls winzigen Raum befand sich ein Bett.

Wahrscheinlich genug für nur ihn. Und den Hund.

Die schleifenden Krallen gehörten zu dem Untier, welches mich vor nur wenigen Stunden noch mit entblößten Reißzähnen bedroht hatte. Jetzt schlurfte es müde zu dem Sessel, der mir gegenüber in der Ecke der Stube stand, und ließ sich mit einem entspannten Seufzen daneben fallen.

Yevgeniy, wie er sich vorgestellt hatte, hatte es sich in ebenjenem Sessel bequem gemacht. Seine Suppenschüssel aus grob geschnitztem Holz hatte er bereits abgestellt. Mir hatte er eine ähnliche gegeben. Als sie mir gereicht worden war, hatte sie noch angenehme Wärme abgestrahlt. Ich setzte sie an meine Lippen, um die lauwarme Flüssigkeit zu trinken.

Die ganze Zeit über ging mir das *Warum* nicht aus dem Sinn. Wenn ich ganz ehrlich zu mir war, fühlte es sich natürlich und selbstverständlich an, dass ich hier war. Als ob ich hierher gehörte. Doch mein Kopf wusste es besser. Es war wenig fremd, unlogisch ... und das war es, was mich so störte.

Vorsichtig stand ich auf und streifte die Decke von mir ab, die meinen Körper wärmte. Ich stellte die Suppenschüssel auf einem Beistelltisch neben mir ab und ließ meine steifen Muskeln sich langsam an die erneute Belastung gewöhnen. Yevgeniy schaute nicht einmal auf, als ich mich wortkarg ins Bad entschuldigte.

Ein schlicht gehaltener Raum, jetzt da ich ihn genauer betrachtete, noch immer mit altmodischen Möbeln aus Holz und ein wenig Stein ausgestattet, die wahrscheinlich seit dem Bau des Hauses nicht mehr ausgetauscht worden waren. *Wer weiß, wie lang das her ist*.

Ich steuerte den Spiegel an, um mich zu betrachten. Ich hatte mir damit Zeit gelassen. Normalerweise sah man nicht sonderlich gut aus, wenn man ein paar tausend Kilometer weit weg von zu Hause, mitten in Russland in einem Wald aufwachte und keine Ahnung hatte, wie man dorthin gelangt war. Und recht behielt ich. Ich brachte einen halbherzigen Versuch auf, meine Haare ein wenig zu bändigen, als ich im Augenwinkel etwas Seltsames sah.

In einer kleinen, passend schlicht gehaltenen Glasvitrine standen ein paar

wenige Schnitzereien. Hauptsächlich Abbildungen von verschiedenen Wildtieren und der ein oder anderen vereinzelten Pflanze. Doch fielen mir drei besondere Artefakte direkt ins Auge. Drei kleine, besonders detaillierte Holzschatullen. Sie waren mit so viel Präzision ausgearbeitet, dass man jede einzelne Spur des Messers genau nachverfolgen konnte.

Die erste war mit Schnörkeleien bedeckt, die ein wenig an Ranken erinnerten. Sie liefen alle auf eine kleine Kerbe zu, in der früher wohl mal ein Stein eingebettet war. Das Stück sah von allen dreien am meistgenutzten aus. Die zweite Schnitzerei wirkte lebendiger, verspielter. Die feinen Linien waren einheitlicher und gerader. Sie erinnerten an Flammen. Diese hatte keinen Sockel. Die dritte war wie unberührt. Die Schatulle schien makellos. An dieser waren die Schnitzereien eindeutiger. Eine Feder schmückte die Seite des kleinen Stückes Holz.

Ich war normalerweise nicht der Typ für Feinarbeiten. Mir fehlten die Geduld und das Feingefühl für etwas Derartiges. Aber ich konnte nicht umhin, die Werke in dieser Vitrine zu bewundern. Einige schienen fast lebensecht, doch die drei Stücke im Zentrum stellten alle anderen in den Schatten.

„Gefallen sie dir?“, ertönte Yevgeniy's Stimme aus der Tür, sein treuer Begleiter stand gähnend hinter ihm.

Ich schrak zusammen. Ich tat nichts Verbotenes, dennoch fühlte ich mich ertappt.

„Sind die alle von dir?“ fragte ich und deutete auf seine kleine Ausstellung.

Der Jäger nickte nachdenklich. „Meine Frau liebte sie“, merkte er an. „Diese da waren Geschenke an sie“, fügte er hinzu und zeigte auf die drei Schatullen. „Lippenstifte. Einen für den Tag, an dem ich sie traf, einen für den Tag, an dem ich sie ausgeführt hatte, und einen für den Tag unserer Hochzeit“, erklärte er.

Ich hörte ihm schweigend zu. In seiner Stimme schwang Trauer. Ich schaute

mir die hölzernen Schätze erneut an und bemerkte ein kleines eingraviertes Datum auf jedem der einmalig verzierten Deckel.

Ich öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, irgendetwas, doch als ich mich zu ihm umdrehte, war Yevgeniy verschwunden. Auch sein treuer Hund war wie vom Erdboden verschluckt.

Ich trat ein paar Schritte auf den Türrahmen zu, doch urplötzlich verblasste die Welt um mich herum, und ich stolperte in ein gähnendes Nichts.

Ein lautes, dröhnendes Summen zerriss plötzlich die Stille. Ich schoss hoch. Mein Wecker! Noch halb benommen tastete ich um mich herum. Wo war ich? Meine Nase und Finger fühlten sich trotz Decke eiskalt an. Ich riss die Augen zum zweiten Mal verwirrt auf. Es roch immer noch nach dem verschneiten Wald und dem Kamin, doch der Duft verflüchtigte sich mit jeder Sekunde.

Mein Zimmer... Das Einzige, was ich wahrnahm, waren mein Zimmer und das plärrend nervige Geräusch meines Weckers. Ich versetzte ihm einen kräftigen Stoß, um ihn zum Schweigen zu bringen. Dann schwang ich meine Beine aus dem Bett und nahm mir einen Moment Zeit, um meine Gedanken zu sortieren.

Ich hatte geträumt. Offenbar war das alles nur ein Traum. Enttäuscht rieb ich mir den Schlaf aus den Augen und versuchte, mit den Fingern meine Haare zu ordnen. Ich seufzte. Es dauerte einige Zeit, bevor ich mir zutraute, mich anständig aufzurichten.

Ein besonders frustrierter Fahrer ließ draußen auf der Straße die Hupe seines Autos aufheulen. Ich gab mir einen Ruck. Ich griff wahllos ein paar Stücke Kleidung vom Boden und schlurfte erneut in Richtung Badezimmer. Diesmal jedoch über den weichen Teppich meiner kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung in Berlin Charlottenburg.

Ich streifte die Kleidung vom Vortag von meinem Körper und trat in die

Dusche. Bald beschlugen alle Spiegel und Fenster in dem kleinen Raum, und feuchte Wärme machte sich breit. Die verschneite Welt draußen im Wald war nur noch eine blasse Vermutung.

Trotzdem gab es eine Sache, die mir nicht aufgefallen war. Drei kleine Stücke Schnitzerei, so detailliert ausgearbeitet, dass man jede Messerkerbe einzeln ausmachen konnte, zierten verstohlen die hölzerne Fensterbank meiner Altbauwohnung.

Eine mit Ranken, eine mit Flammen und eine mit einer sorgfältig verzierten Feder. Wer weiß, vielleicht gleich, wenn der Nebel Zeit hatte, sich zu lichten…